



Zu den Hilfestellungen, die Opportunity International in Malawi leistet, gehört auch die Verbreitung von Wissen über Hygiene und Gesundheit. Oft helfen einfachste Mittel wie diese Handwasch-Apparaturen vor den Latrinen, um die Verbreitung von Infektionskrankheiten zu vermeiden.



Sie hört auf den schönen Namen Regina London, ihre Lage und die ihrer Familie ist prekär. Als Waisenkind aufgewachsen, besitzt die junge Frau im abgelegenen Dörfchen Majinjiri buchstäblich nichts, sie schlägt sich mit Ackerbau und dem Verkauf von Mangos durch.



An Wasser mangelt es in den meisten Teilen Malawis nicht, der See und die hohen Berge speisen Flüsse und sorgen für einen Grundwasserpegel, der das Fördern von Brunnenwasser möglich macht. Die Menschen tragen das Wasser in Eimern über weite Strecken bis zu ihren Hütten. BILDER: WALTER KELLER

Von der Würde der Ärmsten in Afrika

REISE Ein Besuch mit Opportunity International in Malawi – Den Begriff Demut neu ins Bewusstsein gerückt

VON BRIGITTE MEINERS

JEVER/MALAWI – Über den Wolken. Auf dem Rückflug von Blantyre im Süden des bettelarmen afrikanischen Staates Malawi nach Frankfurt. Geplante Zwischenlandungen in Mosambik und Äthiopien. Eine Reise von mehr als 20 Stunden. Hinter mir liegen zehn ereignisreiche Tage mit unglaublichen Eindrücken aus einem grünen, traumhaft schönen Land, berührende Gespräche mit den Ärmsten der Armen. Ich bin erschöpft von allem, kurz vorm Einnicken. Und auf einmal ist da dieses eine Wort in meinem Kopf, über das ich seit Ewigkeiten nicht mehr nachgedacht habe. Demut.

„Mama, was ist eigentlich Demut?“

Dabei denke ich an meine älteste Tochter. Die kam, da war sie 13 oder 14, von der Schule mit einer Frage nach Hause: „Mama, was ist eigentlich Demut?“ Ich konnte es nicht richtig erklären. Wir wälzten das Lexikon, Internet gab es damals noch nicht. Es war schwierig, eine griffige und verständliche Definition zu finden. „Demütig sein, bescheiden sein. Sich selbst nicht so wichtig nehmen.“ Damit konnten wir uns schließlich beide anfreunden.

Im Flieger über Afrika fällt mir dieser Begriff nun plötzlich ein. Die Reise, organisiert von Opportunity International Deutschland in Zusammenarbeit mit malawischen Partnern vor Ort, hat mich demütig gemacht.

Wie passt die unbeschreibliche Armut zur Fröhlichkeit der Frauen, die uns jedes Mal in ihren bunten Röcken mit lauten Gesängen begrüßten? Wie schafft man es, mit Nichts zu überleben und dennoch seine Würde und den Optimismus zu behalten?

Fürs Überleben, so erfahren wir bei unserem Besuch im tropisch heißen Hügelland, braucht es eine Vision. Was tun, wenn man die Zukunftsvorstellungen nicht aufschreiben kann, weil man nie eine Schule besucht hat? Wirklich beeindruckt hat mich der Ansatz, die Projektteilnehmer des „Ultra-Poor“-Programms ihre Wünsche für die Zukunft im Bild festhalten zu lassen.



Brigitte Meiners mit Elisabeth, die sie in einem abgelegenen Dorf in den Bergen kennenlernen. BILD: HELMUT BURLAGER

Auf einem Stück Plane hat jede Frau für sich aufgemalt, wo sie zu Beginn des Projektes steht und wo sie sich nach drei oder vier Jahren sieht.

Stühle sind ein Statussymbol

Es sind Bilder voller Hoffnung. Am Anfang sind da vielleicht zwei Hühner und eine ärmliche Hütte, umgeben von einer beachtlichen Kinder-

schar. Am Ende des Zeitstrahls stehen beispielsweise zehn Ziegen, eine aus gebrannten Ziegeln gebaute Hütte mit Fensterscheiben und Wellblechdach, vor der vielleicht zwei Stühle stehen. Sie lesen richtig: Stühle. Sie sind hier ein Statussymbol.

Oft leben die Familien in Lehmhütten, in denen es nicht ein Möbelstück gibt. Sie sitzen und schlafen auf dem nackten Boden. Ihre Küche be-

steht aus drei Backsteinen, zwischen denen aufgeschichtetes Reisig oder Holzkohle glüht. Strom? Davon träumen sie. Wasser? Holen sie in Eimern aus dem kilometerweit entfernten Brunnen.

Mit finanziellen Starthilfen von Opportunity, einer engmaschigen Betreuung und Schulung durch Opportunity-Agenten vor Ort, gepaart mit Anleitung zur Hygiene und damit zur besseren Gesund-

DIE HILFSORGANISATION

Opportunity International ist eine Entwicklungshilfeorganisation mit Sitz in Köln. Sie wird von einem Freundeskreis Weser-Ems unterstützt, in dem eine Handvoll Jeveraner, darunter Brigitte Meiners und Helmut Burlager, seit vielen Jahren mitarbeiten. Oberstes Motto von Opportunity ist, Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Vor allem Frauen soll mit finanzieller Unterstützung und Weiterbildung ermöglicht werden, sich selbst aus der Armut zu befreien.

Die achtköpfige Reisegruppe, die im November nach Afrika gereist war, hat die

verschiedensten Projekte besucht. Die Reisegruppe hat sich erklären lassen, wie das Überleben in einem Land gelingt, das keine Bodenschätze und keine Industrie hat, das im Wesentlichen von kleinteiliger Landwirtschaft und mühseligster Handarbeit lebt. Wo es jüngst Hungersnot und Naturkatastrophen gab. Wo Korruption ihre Blüten treibt. Ein Land, das so knapp an Devisen ist, dass nicht ausreichend Treibstoff eingekauft werden kann. Die kilometerlangen Auto- und Mopedschlangen vor den wenigen Tankstellen, die gerade Sprit haben, machen betroffen. BRM

heit, kann es gelingen, der schlimmsten Armut zu entkommen, kleinunternehmerisch tätig zu werden und vielleicht Trockenfisch oder Mangos zu verkaufen. Voller Stolz erzählen die Frauen von ihrem „Business“, das ihnen neben den kargen Erträgen ihrer Felder etwas Geld einbringt.

Für eine bessere Zukunft der Enkel

So kann es sogar gelingen, die Kinder auf eine weiterführende Schule zu schicken. Schulbildung für die eigenen Kinder, die zumeist in großer Zahl da sind, da die Männer kein Interesse an Geburtenregelung haben, liegt den meisten Frauen besonders am Herzen. Dafür sind sie bereit zu ackern und zu sparen. So wie Elisabeth, jene 60-Jährige, die

wir in einem abgelegenen Dorf in den Bergen kennenlernen. Sie hat es dank der Hilfe von Opportunity geschafft, nach dem Tod ihrer Tochter ihre beiden Enkelkinder über Wasser zu halten. Und nicht nur das: Der älteste Enkel geht sogar auf die weiterführende Secondary-School. Dafür allerdings sind 20 Dollar Schulgeld im Monat notwendig, für malawische Verhältnisse ein Vermögen. Die Kosten für die Schuluniform nicht inbegriffen.

Doch Elisabeth lässt nicht locker, sie kratzt jeden Kwacha zusammen und arbeitet verbissen daran, dass ihre Enkel eine bessere Zukunft haben. Dabei hat sie das Lachen nicht verlernt. Als sie erfährt, dass ich mit zweitem Namen Elisabeth heiße, strahlt sie übers ganze Gesicht und nimmt mich in den Arm.

Auf unserer Reise haben wir viele Elisabeths kennengelernt. Frauen, die sich selbst immer hintenanstellen, um ihren Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen. All diese Frauen beeindruckten durch ihren Lebensmut, ihre Kraft und Stärke, ihr Durchhaltevermögen und ihre Zuversicht. Und ihre Fröhlichkeit. Auch in den ärmlichsten Verhältnissen haben sie sich nicht unterkriegen lassen.

Und ich hoffe, sie haben mir beigebracht, den Begriff Demut im Kopf zu behalten und mich selbst nicht zu wichtig zu nehmen. Nach dieser Reise fühle ich mich gerettet.



Links: Irgendwie paradiesisch: Der Besuchergruppe aus Deutschland und ihren Gastgebern in einem kleinen malawischen Dorf wachsen die Mangos sozusagen in den Mund. Bei aller Armut der Menschen erlebten die Besucher wunderbare Gastfreundschaft. **Rechts:** Diese Spar- und Kreditgruppe funktioniert noch analog. Wöchentlich erwerben die Frauen von ihrem Ersparnis kleine Anteile oder zahlen aufgenommene Darlehen zurück. Alles läuft mit Bargeld, dem malawischen Kwacha, und handschriftlicher Buchhaltung. In anderen Gruppen wird bereits digital mit einer App auf einem Mobiltelefon gearbeitet. BILDER: WALTER KELLER